

(Nachdruck verboten.)

17]

## Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

„Nimm Dir den Sack da,“ sagte Zio Vafis. Er nahm den Sack, breitete ihn auf die Erde und warf sich darauf, das Gesicht in den Armen verbergend. Er machte warmen Lippen auf den seinen, und empfand ein leidenschaftliches Glück, weit inniger und tiefer, als er es in der Wirklichkeit empfunden hatte. Aber gleichzeitig erfaßte ihn ein heftiges Verlangen und die sehne Hoffnung, Pascha bald wieder zu sehen, sie in Wirklichkeit so wieder zu haben, ein Verlangen, das ihm fast den Atem raubte. Das Herdfeuer machte ihm heiß, und sein Herz pochte heftig; er wendete sich auf den Rücken, presste die Hände auf die Augen und spann seinen Traum weiter, seine Erinnerung, sein sehnsüchtiges Verlangen. Pascha war immer bei ihm; er sah und spürte ihre Augen, ihr Gesicht vor sich, sprach zu ihr und sagte ihr Dinge, die er ihr in Wirklichkeit nicht gesagt hatte, noch je sagen würde. Sein Glück war so innig, so heiß sein Verlangen, daß ihm Tränen in die Augen kamen; er wischte sie ab und bemerkte erst da, daß Zio Vafis Söhne heimgekommen waren und beim Schmause saßen.

„Junger Mensch,“ sagte der Kahle, als er sah, wie er sich regte, „steh auf und is!“

Vasilio richtete sich ein wenig auf und sah, wie die jungen Leute, nachdem sie die Lämmer auf dem hölzernen Fleischarten zerlegt, gierig aßen, das Fleisch in den Händen haltend und große Stücke mit den Zähnen abreißend.

Das saftige Mahl erschien Vasilio widerlich im Vergleich mit seinem glückseligen Traum; er streckte sich wieder hin und schloß die Augen. Doch vermochte er nicht, sich wieder so abzuschließen wie vorher: durch seinen Traum drang das leise Schwachen und Lachen der Zechenden, das Klirren der Flaschen und Gläser und das Schnarchen des Betrunknen. Auf einmal hörte dieses auf, der Schläfer reckte sich, gähnte und fragte, ohne die Augen aufzutun:

„Wie viel Uhr ist es? Wird es schon dunkel?“

Die anderen lachten; er versuchte sich aufzurichten, fiel aber wieder hin.

„Wo seid Ihr, meine Brüder? Ich sehe Euch nicht. Wo bin ich?“

„Du bist betrunken,“ antwortete einer der Brüder. „Schlafe nur!“

„Ich betrunken? Ich?“ schrie er und stützte sich auf seine Fäuste. „Wer bist Du?“ Seine geröteten Augen blickten stumpf und doch drohend.

„Still! Wenn Deine Mutter wach wird!“ sagte Zio Vafis.

„Meine Mutter? Wer ist meine Mutter? Wo ist sie? Laßt sie doch kommen! Ich habe weder Mutter, noch Vater, noch Brüder; ich habe nur Feinde!“ Er streckte die Faust aus, und da diese Stütze fehlte, fiel er wieder hin. „Ich habe nur einen Bruder, aber der ist nicht hier, der ist fort, verbannt. Wo bist Du, mein Bruder, Brüderchen, wo bist Du?“

Er fing an zu schluchzen und laut nach seinem verbannten Bruder zu rufen.

„Zum Teufel der Wein und wer ihn Dir gab!“ fluchte der Kahle, warf sich auf ihn und hielt ihm den Mund zu. „Schweig, oder, bei Gott, ich erwürge Dich!“

Der Trunkene röchelte, aber er leistete keinen Widerstand und schlief allmählich wieder ein. Doch die Erwähnung des fernen Bruders schien die Fröhlichkeit der Zechgenossen zu trüben; sie hörten auf zu essen und sprachen betrübt von dem Banditen.

„Gestern hat man ihn bei den Carta gesehen, das hat mir der Bursche da gesagt,“ sagte Zio Vafis, auf Vasilio deutend.

„Sie werden sich über Pascha Carta unterhalten,“ sagte der junge Bärtige spöttisch.

Warum? dachte Vasilio bei sich.

Zio Vafis seufzte und schimpfte über Pascha.

„Warum? Warum?“ wiederholte Vasilio und erwachte aus seinem Traum.

„Um der Sache willen ist mein Sohn ins Unglück gekommen. Er stahl zu Hause, um den Weibern Geschenke zu machen, und wer zu Hause stiehlt, der stiehlt auch draußen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt, scheint es, hat er sie aufgegeben,“ sagte einer der Brüder.

Und der andere: „Oder sie ihn! Auf den gefällt den Baum schlägt ein jeder mit der Art.“

„Was weiß der davon,“ sagte der Kahle geringschäßig.

„Wenn die da . . . Liebhaber zu Duzenden hat. Nicht mit meinem Bruder allein hinterging sie ihn und nicht seinetwegen hat sie jenen aufgegeben!“

„Aber wenn er sie doch aufgegeben hat?“

„Wer, Melchior?“

„Nein, mein Bruder.“

Vasilio erbebte: grausam wurde sein Traum zerstört, das schöne Bild Pastas verdunkelte sich, das Heine, strahlende Gesicht bedeckte sich mit all dem Ruß der Küche Zia Vafias. Aus dem süßen Rausch seiner Erinnerungen versank er mit einemmal in beängstigende Leere; er gedachte seiner ersten instinktmäßigen Eifersucht und begriff jetzt, daß er nicht nur die Herren hassen mußte, sondern auch die Bauern, die Hirten — jeden Lumpen!

In einem Augenblick durchzuckten ihn tausend bittere, verworrene Gedanken; er verspürte das Verlangen, aufzustehen, den Verleumdern seiner Pascha ins Gesicht zu spucken — und dann hinzueilen, an ihre Türe zu pochen und ihr zuzurufen: Ist es wahr, daß Du mit allen liebelst? Auch mit den Spitzbuben?

Doch er rührte sich nicht.

Hatte er geträumt? Er rief sich ihr Weisammensein in allen Einzelheiten zurück, fühlte den heißen Ruß Pastas auf seinen Lippen, erzitterte und hätte weinen müssen.

War es denn möglich, daß all das, dessen er sich erinnerte, wirklich geschehen war? Ja, es war möglich, es war die Wahrheit, und gerade weil es die Wahrheit war, mußte auch all das Böse, das sie von Pascha erzählten, wahr sein.

Aber weshalb liebelte sie auch mit ihm? Zu welchem Zweck? Er dachte scharf nach, wie ein erfahrener Mann. Weshalb auch mit ihm? Er war ein armer Bursche, ohne Zukunft; er hatte weder Schafe, noch Geld, noch irgend etwas anderes, das er ihr schenken konnte. Warum also sollte sie ihn täuschen, wenn sie ihn nicht ein wenig gern hatte?

Nein, sie verleumdete sie. Vielleicht hatten die jungen Leute ihn bei ihr eintreten sehen und sagten das jetzt aus Neid, damit er es höre und leide.

Wie ein Kind redete er sich vor: Aber ich schlafe ja und höre gar nichts! Und er lag still, mit klopfenden Schläfen und litt tiefe Qual.

Die jungen Leute bereiteten den Kaffee und gingen dann schwankenden Schrittes fort; Vasilio hörte sie in der Ferne singen.

Zio Vafis öffnete die Tür, damit die frische Luft den Dunst und Eßgeruch vertreibe und brachte die Küche in Ordnung.

So vergingen einige Stunden. Durch die Tür schimmerte das Frühlicht eines kalten Wintertages. Zio Vafis Söhne kamen heim und warfen sich zum Schläfe nieder. Vasilio schlief nicht; alle seine Glieder schmerzten ihn und sein Kopf war müde vom Denken. Endlich versiel auch er in den Schlaf der Erschöpfung. Da sah er Pascha wieder vor sich, süß und zärtlich, wie zuvor; ihr Gesicht glühte, und die warmen, roten Lippen drückten sich auf die seinen. Welche Seligkeit! Das war wie der warme Mittag auf dem Berge; wie das helle, heimliche Glimmern der Sonnenstrahlen; wie der schmeichelnde Duft der Kräuter und die lichte Erschlaffung der Muskeln; das Umherschweifen der irrenden Psyche zwischen Traum und Wachen; die Wonne des Traums mit der Erinnerung verwoben.

Ein heftiger Stoß, eine harte Stimme weckte ihn.

„Was ist?“ fragte er, die schweren Lider hebend.

„Steh auf und geh, es ist Zeit!“

Die vom Schlaf umflorten Augen gewahrten mit Stauern die unfremdliche Gestalt Zia Bisaccias, die aufrecht unter all den schlafenden Männern stand.

„Hast Du nicht gehört? Es ist Zeit, zu gehen.“

„Ich gehe, ich gehe schon,“ erwiderte er erschrocken.

Er erhob sich und machte sich schleunigst fort. Die Morgendämmerung warf einen grauen Schatten über den Hof; der Boden war hart gefroren und der Himmel hing tief herab in gleichförmigem Weiß. Basilio erschauerte und empfand ein unglückliches Unbehagen bei seinem Erwachen zur rauhen Wirklichkeit und der Erinnerung an das, was die jungen Leute von Paska gesagt hatten. Wieder erfaßte ihn das Verlangen, zu ihr zu eilen, um sie wiederzusehen, um zu wissen, zu wissen . . . und auch um das unaussprechliche Glück wieder zu genießen, aus dem Zia Bisaccia ihn herausgerissen hatte. Weshalb hatte die Herrin ihn erwartet? Weshalb ließ sie ihn nicht gleich? Warum war es so kalt? Warum war die Welt so häßlich und das Leben so traurig?

„Was machst Du noch da?“ schrie die Frau, an die Haustür tretend und ihm seine Tasche reichend. „Geh' schnell, sofort, sonst werden Deine Herren es mich entgelten lassen. Mache jetzt schnell!“

„Ich gehe zu Paska, dachte er, die Tasche umhängend.“

„Ich gehe zur Messe,“ sagte dagegen die Frau; „so können wir ein Stück zusammen gehen.“

Sie hing ihre Tunita um und zog den schläfrigen, traurigen Basilio mit sich. In der Ferne läutete eine Glocke, und hart tönte der Klang in die eisige Luft des trüben Morgens hinein.

Zia Bisaccia geleitete Basilio bis zu der Straße, die ins Freie führte und kehrte sich nach ihm um, bis er verschwand.

Wie von ihrem Willen getrieben, ging er geradewegs weiter, sah nicht zurück und kehrte nicht um; aber sein Herz schwamm in einem Meer von Bitterkeit.

Aus seinen vor Kälte, Schlaf und Schmerz schweren Augen rannen große Tränen; sie netzten seine Lippen und schmeckten bitter.

Stumm und lässig stieg er bergan, unter dem traurig weißen Himmel, der Schnee verkündete; die Abhänge waren weiß bereift und die Sträucher längs des Weges starr vor Frost — desselben Weges, den er am Abend vorher jubelnden Herzens hinabgesprungen war. Von Nuoro kamen schwache, vereinzelte Töne der Morgenglocken.

Oben, hoch oben, als seine Kehle trocken war und er doch kein Wasser trinken mochte, erinnerte Basilio sich der gestohlenen Traube, die Zia Bisaccia gewiß nicht entdeckt hatte. Er holte sie hervor, und da sie von dem Futter der Tasche beschmutzt war, bückte er sich über den Bach und tauchte sie zweimal hinein; dann brachte er sie an den Mund und plickte sie ab. Jede goldene, klare Beere spiegelte sein Bild wieder: ganz klein, nur mit großer Nase und Lippen; sie waren süß und kalt und erfrischend — aber auch das löste die Bitternis des kleinen Herzens nicht.

IX.

Als Basilio daheim anlangte, waren seine Herren zum Aufbruch bereit. Melchior hatte schon auf ihn gewartet und sich über sein langes Ausbleiben geärgert.

Sobald er ihn sah, rief er ihm zu:

„Gättest Du nicht noch etwas länger zögern können, Süchlein? Gättest Du noch nicht genug Vergnügen gehabt? Wenn ich das gewußt hätte!“

„Es scheint Schnee zu geben,“ entgegnete Basilio; „ich dachte, Ihr würdet nicht hinuntergehen. Bei Zia Bisaccia haben sie die ganze Nacht gefeiert und mich gar nicht schlafen lassen; ich bin so müde, daß ich kaum noch herkommen konnte.“

„Du Aermster!“ sagte Melchior spöttisch und half dem Alten aufs Pferd.

„Nun, jetzt kannst Du ja von der Nachtschwärmerei ausschlafen; hernach werden wir Abrechnung halten!“

„Wenn Ihr hinuntergeht, so werdet Ihr wohl nicht heute Abend zurückkommen, Zio Pietro. Ihr sollt sehen, es gibt Schnee.“

„Daß es schneien,“ sagte Zio Pietro im Sattel, während Melchior ihm die Steigbügel schnallte.

„Ich werde gewiß nicht die Hand über Euch halten. Gute Reise!“

Melchior schlug mit der Hand auf die Kruppe des Pferdchens, das sich sogleich in Bewegung setzte, und schritt aufmerksam hinterher.

Bald waren sie in dem grauen Nichte verschwunden. Basilio nahm die Tasche von den Schultern und blieb am Eingang der Hütte stehen; anscheinend gleichgültig pfiß er vor sich hin und blickte in die leere Ferne. Der Himmel schien sich immer tiefer zu senken und mit seinem trüben Weiß die Gipfel der Riffenberge zu verschlingen; die feuchten Felsen bei der Hütte und der düstere, schweigende Wald standen wie in Erwartung. Nur hin und wieder das Geklingel der Ziegen und das Meckern der ersten jungen Zidlein, das wie Kinderweinen klang.

Ob er wohl heute kommt, sagte Basilio für sich und dachte an den Banditen. Mag er sie verlassen haben, oder sie ihn — ich hasse ihn! Und ich werde es Zio Melchior sagen, daß sie auch mit dem Geliebtest hat. Doch was kann mein Herr ihm tun? Was er ihm tun kam, dachte er einen Augenblick später. Alle Berge und Hügel verschwanden. Und Felsen und Sträucher, der Wald und die Hütte, wie die Hürde nahmen schweigend die dicke, weiße Hülle auf. Das Gemeder der Zidlein klang noch kläglich.

Basilio lief den Abhang hinab zu den Ziegen, auf deren warmem Fell die weißen Flocken bald schmolzen, und trieb die jungen unter das Laubdach, das neben der Hürde für sie errichtet war.

Von den Müttern gefolgt, sprangen sie unter das schützende Dach und drängten sich alle zusammen an den Ausgang; Rücken an Rücken standen die zierlichen schwarz und weißen Zidlein, mit den großen Augen umherschauend.

Basilio kehrte in die Hütte zurück; die Katze schlief, der Gase blickte in die Ferne, und der Hund stand am Eingang und bellte die Schneeflocken an, welche der Wind ihm ins Gesicht trieb.

Und der Schnee fiel immerzu, in schrägen, gleichmäßigen Linien auf dunstig weißem Hintergrund.

Heute wird Zio Pietro nicht wieder heraufkommen, dachte Basilio. Und da er sah, wie der Schnee immer dichter fiel, warf er sich den großen Mantel über den Kopf, nahm die Art und ging wieder hinaus. Er trieb die nassen Ziegen, die gegen das reine Weiß des Schnees schmutziggelb aussahen, in die Hürde hinein und schloß die Tore. Dann ging er in den Wald und stieg auf die Steineichen, um Zweige abzuhacken, mit deren Laub die Herde während des Schnees gefüttert wurde.

Durch das tiefe Schweigen des Waldes ertlang dumpf der Schlag der Art; und bei diesem Klang, der rings im Kreise widerhallte, als ob nicht eine, sondern sechs Aerie bei der Arbeit wären, fanden zwei Karabinieri die Richtung wieder zur Hütte der Carta. Blond und frisch kamen sie in Feldausrüstung, mit feuchten Samaschen und Patronentaschen durch den Wald. Als Basilio sie sah, empfand er Furcht; seit mehreren Stunden wälzte er so finstere, schlimme Gedanken im Kopfe, daß er sich beklemmt fühlte wie ein Missetäter; dann aber erriet er den Zweck, zu welchem jene zwei stattlichen jungen Männer mit dem kalten, tüdchischen Blick und den großen blauroten Händen daherkamen, und sein Herz schlug heftig: Es war Freude, Sorge, Hoffnung, Furcht! Dennoch traf die Art fest auf den krachenden Ast und brachte ihm eine gelbe Wunde bei.

Die Karabinieri kamen bis an den Baum und blickten hinauf. Einige Späne fielen ihnen auf die Köpfe.

„Guten Tag!“ sagte Basilio dann, hielt die Art an den Stamm und stellte sich aufrecht, die Füße auf zwei Nester gestützt und nach unten blickend. „Wen suchen Sie?“

„Wer bist Du?“

Er dachte, wenn er einen beliebigen Namen nannte, so würden sie weitergehen. Aber er wollte ja das Gegenteil, und so sagte er:

„Basilio Serra, der Knecht Melchior Cartas.“

Sie wechselten einen schnellen Blick.

„Komme sofort herunter und führe uns zu deinem Hause.“

Er stieg herab, lud die Zweige auf die Schulter, schleppte die großen Nester hinter sich her und führte die beiden durch das immer dichtere Fledengewimmel nach der Hütte.

Dort wärmten sie sich, trockneten ihre Kleider und blickten hartnäckig durch die Türöffnung hinaus, doch so, daß sie von außen nicht gesehen werden konnten. Sie geboten Basilio, sich ganz ruhig zu verhalten. Er gehorchte, setzte sich still in einen Winkel und streckte seine schmutzigen Schuhsohlen gegen das Feuer. Um sich über die peinliche Erwartung hinwegzutäuschen, nahm er den Gassen zwischen die Knie und ließ ihn Männchen machen.

Die Karabinieri warfen ihm dann und wann einen kalten, geringschätigen Blick zu, richteten aber kein weiteres Wort an ihn; sie dachten sicher nicht, daß der, den sie für einen großen dummen Jungen hielten, ganz genau wußte, weshalb sie gekommen waren, wen sie suchten und weshalb sie durch das stille Schneefeld hinausblitten.

Nach einer langen Stunde Wartens sah er, wie sie einander einen schnellen Blick zuwarfen, sich mit einem Rucksprung zurückzogen und zu beiden Seiten des Eingangs an die Wand drückten.

Da ist er! dachte Vasilio, warf den Hasen hinter sich und lockte den Hund herbei, damit er nicht belle.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Veitstanz des Coues.

Die Untertwelt ist zur Erde empor gestiegen. Noch eben leuchteten die letzten Blätter an den Bäumen wie seltene märchenhafte Edelsteine. Nun ist die Schatzkammer des Herbstes geschlossen. Was unten im Gebüsch noch lose an den Ästen hängt, das ist nicht mehr die purpurne Abendfröhllichkeit, die in stiller Seligkeit wangengerötet zur Ruhe geht, nachdem sie alles, was ihr Tagewerk an Kraft und Schönheit barg, bis zum letzten Rest aufgezehrt. Das sind frierende, trauernde Spätlinge, an denen das große freudige Sterben bergeglück vorübergegangen. Dieser und jener Strauch wollte ja dem Tode selbst noch neues Leben ablitzen. Der Flieder streckte junge grüne Triebe heraus, aber die erste kalte Nacht hat sie in bläulicher Leichensstarre gezeichnet. Man soll nicht leben vor dem Frühling.

Unendlich rieselt der schwere Nebel. Auch die Sonne ist, so scheint's, gestorben, und das welke, schattenhafte Licht, an dem die Herzen der Menschen sich erschauernd zu wärmen mühen, strömt nur noch aus den grauen Wäldern, welche die tote Sonne verhüllen. Es gibt kein Morgen mehr, kein neues Erwachen. Der Zeit selbst verstümmte der Herzschlag. Und wenn nicht in den verlassenen Nestern der Schwärze die Spazierlärmten und schwagten, über Tod und Leben sich erschreckend, so wär's, als ob die Natur die Stimme verloren hätte.

Das sind die leeren Tage, in denen wir den Totensonntag im Kalender verzeichnen finden. Aber auch den Tod wissen wir nicht zu feiern. Wir ehren den Tod, indem wir das Leben schmücken. Wir kränzen die Gräber durch das kühl und groß brausende Dasein.

Unser Totenkult ist eng und furchtsam, das Gedenken an Familienkatastrophen, er klebt allzu fest am häuslichen Herd, er wächst uns nicht empor zur Weltmahnung des ganzen Menschenschicksals.

Der Tod ist für uns ein nachdenkliches Geschehnis, wenn er uns selbst trifft, unsere Eltern und Kinder, ein paar Freunde, die wir kennen, und ein paar Große draußen, die wir ehren. Nur dann fließen die Tränen, wenn der Tod Müller und Schulze heißt, Hans und Grete. Wir hadern mit dem Schicksal, wenn in unserem Kreise die gewaltige Bewegung des Lebens irgendwo erschöpft versiegt, oder wenn die Unfähigkeit des Lebens sich in jähem, frühen Zusammenbruch ankündigt. Der Totentanz ist für uns ein Hausball des persönlichen Unheils. Die Todesfurcht entfremdet uns der Wirklichkeit des Lebens, und wir halten für Schicksal, was unser eigen Werk. Nicht dem Tod, der sanft die Fadel verlißt, nachdem die Kraft des Brennens und Leuchtens aufgezehrt, sollten wir bang ins geheimnisvolle Antlitz starren, der Tod ist ein Göttergeschenk der Natur, der letzte Segen des Daseins. Nicht sterben wollen, heißt begehren, daß man nicht sterben kann. Es läßt sich aber keine wildere Dual und Marter erfinden als die Verdammnis des ewigen Lebens, vor dem es kein Entkommen gibt.

Nicht der Totentanz, zu dem Natur die Fidel süß und sacht streicht, ist das düstere Verhängnis des Daseins. Des Todes sollten wir vielmehr gedenken, der unser eigen Werk, den wir selbst ausgerüstet zu höllischer Gewalt, den wir bewehrten mit all den Grausamkeiten einer teuflischen Phantasie. Die Menschheit selbst hat dem freundschaftlichen, weich lodenden Gebatter Tod den Taumelstrahl gereicht, der aus dem schlüpfelnden Reigen des Zur-Ruhe-Wanderens den wüsten, wahnfinnigen Veitstanz des Todes geschaffen, der über die blutende, stöhnende Erde tollt, die Wüsten der Seelen gierig zerreißen und die kunstvollen Tempel der Leiber zertrümmern.

Was frommt es, zu weinen über die Nächsten, die uns starben, dem Tod, den wir selber kaufen, weihen wir den Tag, vergießen wir die Tränen für die Fernsten, Fremdesten, die in den durch unsere eigene Schuld entfesselten Veitstanz des Todes hineingerissen wurden! Das Unabänderliche zu beklagen ist Lorenweise. Der Totensonntag soll kein Familientag persönlichen Leides sein, sondern ein aufrüttelnder Gerichtstag der schlaffen Gewissen.

Jeder Mensch ist unser Ankläger, der durch die Schuld der Gesellschaft verdammt. Die unzähligen Millionen, deren sehnsüchtiger Lebensdrang verkümmert, deren tief atmendes Bewußtsein immer enger zusammengeschürt wurde, bis sie mit toten Seelen den Weg qualender Gewohnheitsarbeit wandelten, die Hirne, deren stillmende Gedanken wir ausdörrten und marterten, bis alles freie Denken erstarrt, die Augen, die wir blendeten und denen wir das Licht

stahlen, die schwellenden Muskeln, die wir entkräfteten, die Lungen, die wir vergifteten, und die Wunder der lachenden Kindheit und der geheimnisvoller fruchtbar werdenden Jugend, die wir erbarmungslos würgten — das sind die Toten unserer Schuld. Das ist der Zug des Wahnsinns, der unter Tag tobt wie in den Fabriken, der die Drechselmaschinen und Eisenhämmer überschreit, der durch die Kasernen tollt, durch die Gassen der beschmutzten Liebe, der auf den Straßen der russischen Städte rast, der sich in den Blutsümpfen der Mandchurie wälzt und aus dem Sande Südwestafricas verjüngtes Menschendasein schlürft.

Welch harmloser Bursche ist doch der Knochenmann mit der Sense, wie ihn die verdüsterte Volksvorstellung bildete. Der Tod, den die heutige Menschheit erschuf und als Geißel über die Völker sandte, ist unerschöpflich in der Entdeckung lebenszerstörerlicher Folterwerkzeuge. In ein paar Granaten steckt mehr Zerstörungskraft, als in allen Marterinstrumenten des Mittelalters zusammen. Millionen von Menschen sind auf der ganzen Erde unausgesetzt tätig, um dem Tode die Hände zu waschen. Und diesem sich stündlich mehrenden ungeheuren Heer der Toten weihen wir keine Empfindung. Die Menschen sind zu Zahlen geworden. Unerachtet lesen wir täglich in dürren Telegrammen, wie wieder hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen gefallen sind. Nur wenn die Zahl gar zu riesig anschwillt, erbeben wir wohl einen Augenblick. Aber niemand denkt daran, daß von diesen hundert, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Menschen jeder einzelne durch den Tod größeres Leid denen, die ihn liebten, zugefügt hat, als die Toten unserer Nähe den Lebenden. Niemand durchdenkt die ganze Fülle zertrümmerten Menschenschicksals, das in den namenlosen Massengräbern modert. Während wir aber den Tod dermaßen gegen die Menschen hegen, suchen wir wieder das Leben eines einzelnen durch Wälle von Waffen zu sichern. Während die Völker des Jaren verbluten, während man ihnen vorlügt, es sei sinn- und ehrenvoll für ein Vaterland der Schande gemordet zu werden, verbirgt der Schuldige des mit schweren Füßen über die Erde taumelnden Totentanzes seine bleiche zitternde Todesfurcht hinter denselben Werkzeugen, mit denen er den Tod ausgerüstet hat. Er gab dem Tod alle Macht und Befugnis, damit er ihn selbst vor dem Mächer schütze.

Ein Japaner hat unlängst das entzehende Wort der Weisheit gesprochen: Solange wir den Menschen nur unsere Kunst gaben, galten wir als Barbaren. Seitdem wir aber die Wissenschaft des Nordens gelernt haben, sind wir plötzlich ein Kulturvolk. In der Tat, die ganze Welt senkt ehrfürchtig ihr Haupt vor dieser Kraft im Töten.

Der Totensonntag der Kultur wächst heraus über die kleine Klage der Familienalltäglichkeit. Wir stöhnen nicht wehleidig, daß unsere Vetter und Vagen und am Ende wir selbst sterben müssen, sondern wir empören uns gegen die Tötung derer, die nicht sterben müssen. Nicht den Toten des eigenen Hauses und der nächsten Gasse ist unser Totensonntag geweiht, sondern den nutzlos Getöteten der Menschheit. — Ko.

## Kleines feuilleton.

6. Die lieben Toten. „Es regnet!“ sagte Käthe verdrücklich, „Pfui nein, und ein Schmutz ist, nicht zum durchkommen! Das kann ja morgen nett werden! Dabei soll man nach dem Kirchhof!“

„Na es ist wieder wie voriges Jahr.“ Die Mutter, die mit dem Fliedorb am Fenster saß ließ die Arbeit sinken und sah gleichfalls in den regengrauen Novembertag hinaus: „Ja, und dabei nach dem Kirchhof! Schöne Aussichten!“

„Nun, wenn es morgen auch regnet, fährt doch übermorgen, den Tag nachher pflegt es ja immer schon zu sein.“ So riet des Bruders, der noch beim Nachmittagskaffee saß.

„Übermorgen?“ Käthe war ganz entsetzt. „Du kannst wovon nicht dafür? Wir sollen am Totensonntag nicht nach dem Kirchhof Großmutter's Grab soll ungeschmückt bleiben, wo jedes Grab sein Blümchen hat?“ Ihre Stimme wurde etwas sentimental und etwas Weinerlich.

„Das geht nicht,“ entschied die Mutter, „das ist man dem Toten schuldig, daß man an diesem Tage liebend ihrer gedenkt.“

„Ein Tag im Jahre bleibt den Toten frei,“ deklamirte Käthe mit Pathos. „Nein, wir müssen hin, Papa's Mutter muß doch ihrem Kranz haben! Unsere Großmutter ohne Kranz, das wäre ja unerhört!“

„Unerhört!“ stimmte die Mutter bei. Man muß doch seines Toten Gedächtnis heilig halten! Was würde denn Papa sagen, wenn er von der Reize zurückkommt und hört, wir hätten seines seligen Mutter nicht mal 'n Kranz gebracht?“

„Wenn er das Wetter sieht, würde er sagen: Geht übermorgen, ehe Ihr Euch 'n Schnupfen holt,“ bemerkte der Bruder trocken.

„Pfui Willy! Sei bloß nicht so profaisch!“ entrüstete sich Käthe. „An 'n Schnupfen zu denken, wenn es so was Heiliges und Poetisches wie das Gedächtnis der Toten gilt! Du hast gar kein Gefühl!“

„Nein, hat er auch nicht,“ pflichtete die Mutter bei, „haben die Männer alle nicht. Käthchen, wir müssen sogar früh raus nach 'm Kirchhof, damit die Blumen da sind, wenn Tante Lina und ihre

Mädchen am Nachmittag kommen, denn die kommen doch und wenn's  
Dummsküllen regnet."

"Natürlich, sie müssen doch kontrollieren, ob wir auch dagewesen  
sind," sagte Käthe höhnisch. "Und wenn sie am Nachmittage noch  
keine Kränze finden, skandalisieren sie wieder wie voriges Jahr durch  
die ganze Verwandtschaft: 'Nicht mal am Totenfest kommen sie!'"

"Dem möchten wir uns nun doch nicht aussetzen!" Die  
Mutter warf dem Sohn einen vorwurfsvollen Blick zu. "Aber Dir  
ist das natürlich ganz egal."

"Was die Steidelschen sagen? Ja! Niesig schnuppel!" Der  
Sohn nickte.

Käthe geriet von neuem in Enttäuschung. "Willst Du bist einfach  
ekelhaft! Als ob es um die Steidelschen ist! Aber ich glaube,  
Du könntest es wirklich über's Herz bringen, Großmutter's Grab  
morgen ohne Kranz zu lassen."

"Nu, Ihr bringt es ja das ganze Jahr durch über's Herz..."

"Willst, jetzt werde aber nicht grobl!" sagte die Mutter warnend.

"Sollen wir etwa alle drei Wochen rausfahren nach der Lands-  
chaft zu pflegen und in Ordnung zu halten."

"Die kommt ja mal in's Erbegräbnis mit ihren Jöhren, wir  
nicht!" bemerkte Käthe höhnisch.

"Ja, das ist eigentlich ein Skandal, daß Großmutter das so  
bestimmt hat." Die Mutter ließ die Arbeit sinken. "Das war  
die reine Nichtswürdigkeit von ihr. Weil ich ihr manchmal wieder-  
sprochen habe und nicht auf alle ihre Verriäthheiten einging, da läßt  
sie das Erbegräbnis den Steidelschen!"

"Na, Papa hat doch aber dafür das Grundstück in Sübende be-  
kommen," sagte Willy.

"Ach was, Grundstück! ... Der Aker mit der alten Bude  
drauf! ... Die Mutter lachte verächtlich. "Und wenn schon,  
das Erbegräbnis gehört in die Familie des Sohnes, nicht in die  
der Tochter. Das war 'n Nichtswürdigkeit von Großmutter, Groß-  
mutter war ja aber immer so, das wißt Ihr ja."

"Wir hat sie immer Krallines in die Taschen gesteckt, und  
manchen Groschen dazu."

"Na ja, Du warst ja auch ihr Liebling," höhnte Käthe. "Du  
warst ja auch noch so klein, wie sie starb und hast gar nichts ver-  
standen, aber sonst, Großmutter? Na, Mama, wir wissen's, was?  
Eine verdrehte alte Schachtel!"

"Weiß der liebe Himmel, ja." Die Mutter nickte. "Ueber  
alles mußte sie reden, weißt Du noch, Käthchen, der Ball vor  
sechs Jahren, wir hatten unsere Kleider auf Abzahlung genommen,  
was hat sie nicht geredet! Ehe man Ballkleider auf Abzahlung  
nimmt, bleibt man lieber zurück, meine Tochter."

Die Mutter hatte den spitzen Ton einer alten Frau nachzu-  
ahmen versucht, Käthe lachte und sah den Bruder an.

"Ja, so hat sie es gesagt, genau so ... Soll ich denn nun  
aber zum Gärtner gehen und Kränze bestellen?"

"Ja, lauf nur und bestelle, aber recht elegante. Nimm nur  
zusammen für zehn Mark, dann ärgern sich die Steidelschen, die  
nehmen doch bloß einfache und sagen: 'weil wir öfter kommen.'"

"Ja, das sagen sie." Käthe nickte vergnügt.

"Also für zehn Mark? Dafür kriegen wir Palmen. Dann  
sollen die Steidelschen aber wirklich nicht wieder sagen, daß wir das  
Gedächtnis unserer lieben Toten nicht in Ehren zu halten wissen." —

— Quähle, Zuber und Scheffel. Ein uraltes Wort hat sich,  
so lesen wir im "Dr. Anz.", in der um Freiberg gebräuchlichen  
Quähle erhalten. In Thüringen heißt es deutlicher Handquähle;  
dort gibt es auch die Form Zuehle. Gemeint ist das Handtuch,  
eigentlich bedeutet das Wort Waschtuch, denn es geht zurück auf das  
gotische twahan (waschen), woraus das ältere Zeitwort wagan  
wurde; das althochdeutsche Hauptwort dwahila, mittelhochdeutsch  
twehele, hat sowohl zur Zuehle wie zur Quähle geführt, dem  
heutigen Schriftdeutsch ist es aber verloren gegangen; außer in  
unseren Mundarten lebt es nur in — fremden Sprachen, im italie-  
nischen tovaglia und französischen toaille, Tischtuch. Zum Zu-  
tragen des Wassers bedient man sich in der Freiburger Gegend des  
Zubers, worunter man anderwärts in Deutschland ein großes Stand-  
gefäß mit zwei Handhaben versteht. Der Zuber ist aber mit seinen  
zwei Tragösen eigentlich zum Tragen bestimmt wie der Eimer, der  
eigentlich auf Entlehnung beruht; die älteste Form ambar (daraus  
österreichisch Amper) geht auf lateinisch amphora zurück, wurde  
aber schon früher als eimbar an das deutsche bar (vergleiche  
Wahre = Trage) und ein angelehnt, so daß der Eimer irrtümlich  
als Gefäß mit einer Tragöse in einen Gegenjah zum Zuber geriet;  
dieser erscheint in der älteren Form zwar als aus zwei und bar  
zusammengesetzt, doch ist es auch bei ihm fraglich, ob er wirklich  
ein deutsches Wort ist und nicht vielmehr ein Lehnwort wie Becher  
(bicularium), Becken (baccinum), Kessel (catus), Keld (calix),  
Kufe (cupa), Kübel, in Sayda Keubel, in Oibernhau und Langenau  
Keibel (cupellus), vergleiche auch Knuppchen = Obertasse (bei Frei-  
berg), Kette (Meltgefäß, galéta). Urdeutsch ist dagegen der Scheffel,  
in Oibernhau Schäffel, die Verleinerung von Schaff, dem wohl zu  
schöpfen gehörigen Worte für Faß. —

**Geographisches.**

en. Ein Inselidyll im Mittelmeer. Genau  
südlich von Sardinien, aber nur einige 20 Seemeilen von der

tunesischen Küste entfernt, erhebt sich aus den Fluten des Mittel-  
meeres der Felsblock der Insel Galite, der jetzt zum erstenmal eine  
genauere Erkundung erfahren hat. Er mißt im ganzen 5 Kilometer  
in der Länge, 1 1/2 Kilometer in der Breite und steht nicht ganz  
allein im Meer, sondern ist noch von mehreren Klippen umgeben,  
bekannt unter den Namen Galiton, Fauchelle, Les Chiens usw.,  
die aber wegen ihrer Steilheit unzugänglich sind. Auch die Haupt-  
insel stürzt 200 Meter hoch zum Meer ab und bietet einen Zugang  
von Süden her in der Bucht von Escueil de Basques. Dieser Platz  
gewährt einen ausgezeichneten Schutz gegen die vorherrschenden  
Nordwestwinde und stellt überhaupt einen Hafen dar, wie er an  
der gegenüberliegenden Nordküste Africas nirgend in gleicher Güte  
zu finden ist. Der höchste Punkt der Insel erhebt sich 391 Meter  
über das Meer und ist nur auf einem schwierigen Felsenpfad zu er-  
steigen, der mehr einer Treppe als einem Wege gleicht. Die Insel  
ist nicht ganz öde, sondern enthält ziemlich umfangreiche Garten-  
anlagen und Terrassen, wo Feigenbäume, Cacteen, Oliven, Wein  
gezogen wird. Die Eingeborenen, etwa 60 an der Zahl, bauen sogar  
Wohnung auf der Insel ist. Die übrigen Leute hausen in Höhlen  
oder in höchst einfachen Hütten. Auf der ganzen Insel gibt es über-  
haupt nur zwei Häuser, deren rote Dächer schon von weitem kenntlich  
sind. Die Bewohner zahlen keine Steuern und leben vom Fisch-  
fang, von ihren Ernten und den Erzeugnissen der Viehzucht. Fische  
sind sehr zahlreich, außerdem kommen zu gewissen Jahreszeiten  
Leute aus Sicilien, um Langusten und Korallen zu fischen. Alter-  
tumsfunde haben bewiesen, daß die Insel zur punischen und römischen  
Zeit bewohnt gewesen sein muß. —

**Humoristisches.**

— Der Uebermensch. "Eine Zitronenkur haben Sie ge-  
braucht? ... Waren Sie denn krank?"

"Nein — aber das gibt dem Gesicht so einen interessanten  
schmerzlichen Zug!" —

— Schwere Dienst. "Was hat denn bei Euch im Ge-  
schäft der Direktor zu tun?"

"Der kommt morgens um 10 Uhr ins Bureau und fragt, ob  
etwas da ist."

"Und wenn nichts da ist?"

"Dann geht er zum Frischschoppen."

"Wenn aber etwas da ist?"

"Dann geht er auch zum Frischschoppen." —

**Metamorphose.**

- Goaskas
- Gaiskas
- Gaisläs
- Ziegenfäse
- Fromage de chdvro. — (Fliegende Blätter.)

**Notizen.**

— Der Schriftsteller Hans Hopfen ist in Großlichterfelde  
im Alter von 69 Jahren gestorben. Er hat eine ganze Reihe  
von Romanen und Novellen geschrieben. Einige Stücke sind voll  
burschikosen Humors und noch heute lesbar. —

— Der Dialektidichter Franz Stelzhammer erhält in  
Nied im Innviertel (Oberösterreich) ein Denkmal. —

— Neue Freie Volksbühne. Nach der Neuwahl setzt  
sich der Vorstand zusammen aus den Herren Dr. Joseph Eitlinger  
(Vorsitzender), Karl Hendell (1. stellvertretender Vorsitzender),  
Dr. Bruno Wille (2. stellvertretender Vorsitzender) und Heinrich Rest  
(Kassierer.) Heute nachmittag findet im Schiller-Theater N.  
die Erstaufführung von Max Halbes Schauspiel "Mutter  
Erde" statt. —

— Theater-Neuheiten. Neues Theater: "Der  
Graf von Charolais", Trauerspiel von Richard Beer-  
Hofmann; Berliner Theater: "Ein Teufelskerl"  
von Bernhard Shaw; Lustspielhaus: "Das böse  
Prinzchen", Weihnachtsmärchen von Gabriele Reuter.

— Der Hugo Hauffendorff-Preis (1500 Mark) wurde  
dem Bildhauer Arthur Hoffmann-Berlin zuerkannt. —

— Fuchs und Dachs im Weinberg. Die amtlichen  
Untersuchungen der Reblaus-Kommissionen in Hessen-Nassau haben  
nach der "Nerthus" festgestellt, daß Fuchs und Dachs Verbreiter und  
Vereschlepper der Rebläuse sind. Käufe oder Eier bleiben den Bier-  
fählern, wenn sie Trauben naschen, an Klauen, Fell und Schnauze  
hängen und werden so fortgeschleppt. —

— "Samenjahre" haben von den Waldbäumen: Weiß-  
tanne und Lärche alle paar Jahre, Kiefer und Fichte alle 3-4 Jahre  
Wucher, besonders in rauheren Lagen, fast nur alle 10 Jahre. —